





Griechische Windmühle

R. Seewald

## DAS FEUER

VON HANS FRANCK

*Da ich aus Todesfernern in das Land  
des Lebens wieder heimgefunden, stand  
— als ob Natur um meine Seele wüßte —  
dort, wo die Erde ihre Hügelbrüste  
dem Himmelbräutigam entgegendehnte,  
bis seine Wange zu ihr hin sich schnte,  
ein Feuer, jung und edel, stark und klar,  
wie keines ich gesehen all mein Jahr.*

*Die Felder rings von Sonnenfrüchten leer,  
urtief der See wie herbstbesonntes Meer,  
darüber unermesslich blaue Bläue,  
die aus dem Schoß der Ewigkeit aufs Neue  
mit jedem Atemzuge ward geboren,  
bevor von ihrer Reinheit sich verloren  
das flüchtigste, das winzigste Atom.  
Stille verrauschte silbern wie ein Strom.*

*Das junge Feuer, das am fernen Rand  
des Horizontes stark und gläubig stand,  
genährt von dürrem ausgelebtem Leben,  
nur nützt noch, es dem Tode hinzugeben,  
das Feuer ließ gen Gott empor im hohen  
Dome des Morgens seine Flammen lohen  
und — dienstbar diesem so wie jenem Reich —  
war es Vernichtung und Geburt zugleich.*

*Aus seinem goldnen Haupt entsprang ein Rauch,  
licht, leicht und lustig wie des Atems Hauch;  
ein Nichts zunächst, ein Wähnen, ein Gedanke,  
ein hinundhergewiegenes Traumgeranke;  
dann aber — ins Leibhaftige sich wandelnd,  
und nun mit Wissen und mit Willen handelnd -  
hineingeboren in die Menschenzeit,  
dem Schicksal untertan das Glück und Leid.*

*Das Feuer riß sich höher himmelan.  
Steil stieg der Rauch; entwirbelte, entrann  
in reinster Weiße irdischen Geländen.  
Doch als er sich vermaß, sein Los zu wenden  
und einzugehen in die helle, hehre  
Unwägbarkeit, da war es nichts als Schwere,  
und gleich zerwehten Fetzen, fahl und grau,  
hing er im schwerelten heiligen Blau.*

*Er wußte keinen Weg ins Nichts hinaus,  
fand vom Unendlichen nicht heim nach Haus,  
hing überm See in wirren, dunklen Ballen,  
hing da — —, hob sich nicht auf, ließ sich nicht fallen;  
bis Gott sich des Verlassenen erbarmte  
und eine Wolke sandte. Die umarmte  
Feuer und Rauch; und jenseits ihres Scheins  
war Erd und Himmel, Tod und Leben eins.*



Kanallandschaft

Hermann Fricke

## MOTORRAD, ERSTE MARKE . . .

VON WILHELM AUFFERMANN

Ich wohne in einer Kleinstadt, in einer ruhigen Gasse.

Vor zwei Jahren bog einmal ein Fahrrad ein — der Fahrer hatte den Weg verfehlt und kehrte sofort um — das war aber auch alles. Dann schiebt noch jeden Dienstag und Donnerstagmorgen die Milchfrau ihre Wägelchen ins Häuschen. Mittags zieht sie es wieder heraus.

Woher das kommt? Man muß das doppelt verstehen: bis hierhin, weiter gehts auch im menschlichen Leben nicht mehr. So eine Gasse ist das. Verstehen Sie mich? Eine abfallende Eckgasse!

Und finden Sie es nicht auch für sonderbar, daß ausgerechnet unser Prikopa in der Lotterie gewinnt? Wir gönnten es ihm aufrichtig, schon vomwegen der Nachbargasse, die immer so hochmütig tut, weil sie normale Enden hat. Etlich stolz aber waren wir, als er

sich ein Motorrad kaufte. Der Ökultist aus dem Seebachhaus vermittelte die Sache. „Achtzig Mark die ganze Maschine, erste Marke, und nur zwei Monate gefahren . . .“, jagte er mit Brustton und hielt die Hand aufs Herz. „Nur wegen Todesfall . . .“ Weiß der Teufel, wie er auf den Gelegenheitskauf kam, anscheinend kannte er die Witwe. Und wie gesagt, Prikopa, der Glückspilz, konnte es sich leisten.

Das war ein aufregender Tag, als wir die Maschine holten. Uneigennützig hatte uns die Milchfrau ihr Wägelchen geborgt. Selbst der Ökultist zog persönlich an der Deichsel. Als wir zurückkamen, lief die ganze Gasse zusammen, um das Wunderwerk zu beschaun. Oh Mensch, was hast du doch alles drin im Kopf!

Der mit Ehrfurcht bewunderte Prikopa, er trug eine große Eklatille, wüchste andächtig mit einem Kappen herum, war zufrieden und drückte feierlich dem Ökultisten die Hand. Und da

fahren wir tatsächlich, daß die Verkehrstechnik etwas auf sich hat, was für eine fabelhafte Sache diese Marke ist. So eine Maschine hatte noch keiner gesehen. Die Stangen so dick wie Pumpenscheibengelenke, die Schrauben und Hebel waren nicht zu zählen. Alles noch neu. Und dieser unglaublich niedrige Preis.

Von allen Seiten unterzuchten wir die Maschine. Nicht zu bezweifeln, daß man sie mütterchenallein in tausender Fahrt bedienen konnte.

Da frag Prikopa: „Weiß jemand, an welcher Stelle ich drücken muß?“

Da es keiner wußte, trat ein Jüngling hervor, sicher ein Spion der neugierigen Nachbargasse, und erklärte zu unserer Beschämung: „Erst den ersten Hebel, dann den zweiten und dritten: — Jäh woll es probieren.“

Was sollten wir machen. Schließlich gesatteten wir es, schlossen aber einen dreijährigen Kreis.

## VENUS



Der Epion ging bedächtigt um die Maschine herum und schnüffelte flug. Als er aber dann vorne die Hebel zählte, kam er in Aufregung: „Aber ein Dutzend Hebel, ist denn so etwas möglich?“ Bewirrt durch seine Unkenntnis, flüchtete er in seine Gasse zurück.

Stolz schlug uns das Herz bis zum Hals.

Ein anderer, ein Individualist mit ungeschnittenem Haar, probierte es. Befah sich ebenfalls alles genau, strich dann nachdenklich über die Etten und suchte gewählte Worte — schwieg. Verlegen ging auch er.

Da zog der Offiziant einen logischen Schluß: „Wenn wir alle Hebel gleichzeitig drücken, muß auch der erste Hebel dabei sein.“ Auf Kommando drückten wir sämtliche Hebel, drückten an jeder Schraube — die Maschine rührte sich nicht.

„Wißt ihr was“, rief der bewunderte Prikop, „wir holen den Notgeldsammler!“ Das war eine Idee. Der Notgeldsammler, er ist Schneider im Zwölferhaus, liest täglich eine Zeitung. Wir hatten Glück. Er habe schon einmal eine Gebrauchsanweisung gelesen, sagte er, und ließ sich nicht lange bitten. Kam mit.

Ach, aber auch er gebärdete sich hilflos vor dieser Maschine. Das einzige, was er uns zeigen konnte, war die Hupе. Immerhin etwas: „So klingen die Trompeten von Jericho!“ sagte er ernst. Wir sprangen vor Freude.

Nach einer Viertelstunde Superei — man konnte den Notgeldsammler nur mit brutaler Gewalt entfernen — gingen wir ganz entschlossen vor. Würden es dem Biest schon zeigen. Wir setzten den vielbewunderten Prikop auf den Sattel, stülpten ihm die Schirmkappe über die Nase, und schoben hinten an. Bergab, dem Gassenanfang zu. Es ging ziemlich leicht und immer schneller. Der Uhrzeiger wackelte sofort von 0 auf 10. Genial. Wir waren tatsächlich zehn Mann. Selbst der Offiziant war baff. Wir blieben stehen und schrien dreimal „Hurrah, Prikop!“

Der Prikop aber hatte vorher in seinem Glück getrunken. Als es nun mit Woldampf immer schneller bergabwärts geht, überquerte gerade ein Mann die Straße. Prikop sieht ihn doppelt — und wollte mitten durch. Da war das Unglück schon geschehen.

Der Mann schrie wie eine Ratze.

Ein Schuhmann kam gelaufen. Wie klapperten vor Entsetzen mit den Zähnen.

Dem Mann war weiter nichts passiert, aber von Prikop und der Maschine hatte sich allerhand gelöst.

Der Schuhmann ging wieder fort. Mit dem Verunglückten. Mit Prikop und der Maschine.

Sie können sich denken, wie wir uns zwei Stunden später auf das Abendblatt des Notgeldsammlers stürzten. Erstens waren wir neugierig, wo denn Prikop — denn wir nie über die Hufschmar trauten — wirklich das Geld her hatte, und zweitens, was für eine Strafe er wegen dem Unglück ausfasste. Aber besonders freuten wir uns scheidlich, einmal den Namen unserer Satzkasse in der Zeitung zu lesen. Aber nicht eine Zeile fanden wir. Die Redaktion unterzeichnete uns glatt der Offent-



Oberrheinische Landschaft

(Ausstellung „50 Jahre Münchener Landschaftsmalerei“)

Hugo Troendle

## Ufer

Von Hans Graven

*Blau dringt der Strom in mich ein,  
in meinen Adern drängt sein Wellenschlag.  
Die Ufer ruhen, silbern von Weiden. So mag  
auch meinem Herzen Antwort und Grenze sein!*

*Schiffsleiber tanzen farbig im bligenden Netz  
aus drehendem Nebel und zitterndem Strahl.  
Hinter des Himmels herbstblauem Seidenschal  
verbirgt sich auch meines Blutstroms Gebot und Gesetz*

*Ferner Berge schwingender Gesang  
taucht leise herüber in das silberne Gerausch:  
Zarte Grenze dem Strom und des Herzens Gang  
in frommem, erlösendem, ewigem Tausch!*

lichkeit. So eine Enttäuschung. Bediglich ein Benzin-Inserat fanden wir auf der letzten Seite. „Benzin!“ Ach Gott, Benzin, da hatte tatsächlich niemand daran gedacht. Sogar der Diktator hatte darauf vergessen.

Ma wir noch so disputierend um die wei-  
nende Frau Petkopa ständen, hörten wir plög-  
lich so eine Jericho-Trompete. Es schnitt uns

tief ins Herz, denn wir dachten sofort an eine  
nordische Nachbargasse, die nun aufstumpfen  
wollte. Vielleicht hatte da auch einer „in der  
Lotterie gespielt“. Aber da sahen wir schon,  
daß es anders war und trauten kaum unseren  
Augen. Petkopa kam um die Ecke. Ja, wirt-  
lich, unser Petkopa. Ohne Scham, wie nur ein  
rechter Mensch geht. Seine Frau machte

einen Schrei der Erlösung und fiel um. Und  
alle waren wir froh, daß wir nichts Dunkles  
gehabt hatten.

„Der Diktator ist ein Trottel“, brüllte er,  
„die Hupe ist das Einzige, was auf die Straße  
darf. Außerdem hätte man einen Fahrchein  
gebraucht. Den gibts aber nicht auf so eine  
Maschine!“

Der Diktator war nirgends zu sehen, obwohl er noch soeben da war.

So kam es, daß anderntags doch noch unsere Cafégasse in die Zeitung kam. Preikopa inserierte: „Motorrad, erste Marke, zwei Monate und einen Tag gefahren, abzugeben. Preis nur achtzig Mark.“

In Scharen liefen sie herbei. Preikopa führte sie in die Gemeinderatgarage, wo die Maschine zwangsweise steht. In Scharen liefen sie fort.

Jeden Donnerstagnachmittag trifft sich unsere Cafégasse in der Garage. Von zwei bis vier Uhr sind stille Stunden. Dann fahren wie abwechselnd im Kreis. Der Direktor hat es uns erlaubt.

Auch der Diktator kommt mit. Schließlich meinte er es gut. Er fährt zusammen mit dem Notgeldsammler. Der Individualist tröstet

dann die Witwe, deren Mann ursprünglich das Motorrad gebohrt. „Nur zwei Monate ist der Bernstei darauf gefahren . . .“ jammert sie dann, dreißig Jahre hatte ich es in Schlafzimmern stehen. Es erinnerte mich so an ihn. Haltet es doch in Ehren!“ Und sie ringt die Hände.

„Ja“, nickt dann Preikopa stolz mit dem Kopf, „es ist die erste Marke!“

### Ähnlichkeit

Redakteur: „In einem Punkte kann man Sie mit unseren besten Autoren vergleichen.“

Jünger Schriftsteller: „Wirklich?“

Redakteur: Ja. Sie benutzen dieselben Interpunktionszeichen.

## Neues über Hans Thoma

Kleiner Beitrag zur Kunstgeschichte

In Nummer 7 des „Arztblattes für Bayern“ referiert ein offenbar in Straubing praktizierender Landarzt über das Thema „Grundsätzliche Einstellung zum ärztlichen Beruf“. Daß es dabei ohne Seitenblicke auf rassistische Belange nicht abgeht, versteht sich und liegt auch ganz im Rahmen der Handlung. Daß uns dabei aber auch kunsthistorische Streiflichter verabreicht werden, ist gewissermaßen ein Übriges, das der Herr Doktor tut, nicht nur, um zu beweisen, daß er auch von Malerei was versteht, sondern, um endlich einmal mit dem alten Vorurteil, Hans Thoma sei ein großer deutscher Künstler gewesen, aufzuräumen; und das geschieht auf folgende Weise:

Jeder macht eben aus dem Beruf das, was er aus ihm Kraft des in ihm wirkenden Geistes machen muß. Ein Beispiel aus der Malerei möge dies erläutern: Die Darstellung des Heldischen ist ein beliebter Vorwurf: Betrachten Sie: Hans Thoma, Ritter mit dem Drachen! Der Drache, nicht viel größer als ein sechzehnfüßiger Hecht, der Kopf des Drachen nicht viel länger als der Fuß des Ritters. Das Gesicht des Ritters, soweit man von Gesicht sprechen kann, offensichtlich formlos. Die Bewaffnung des Ritters eine sehr lange Lanze, die gar nicht ganz ins Bild aufgenommen ist, aber kein Schwert! Der germanische Drachentöter schlägt aber den Drachen mit dem Schwert. Wie erklärt sich das Bild? Hans Thoma war vorwiegend offizier Mensch, nicht nur Leiblich, sondern auch seelisch: Er war unfähig, das Heldische sowohl wie den deutschen Wald darzustellen. Daher mußte der Drache so klein ausfallen, daher die lange Lanze, weil damit die Entfernung vom Feind größer ist; auf Klingenslänge dem Gegner gegenüberzustehen, ist für den Offizier ein äußerst unpopulärer Gedanke; Held Siegfried schlägt den Drachen mit dem Schwert, das ist für den Nordischen selbstverständlich. Durch eine günstige Presse ist Hans Thoma als deutscher Maler gepriesen worden, und wehe dem, der sich gegen solche Meinung anschaut. Betrachten Sie dagegen Dürers Ritter, Tod und Teufel! Strauß und auferstehender Reiter und Pferd, selbst die Hingeführung, Abstand gegen die Umwelt; sie wird nicht gefragt, es geht nur dem Heile zu, immer zum Kämpfen bereit. Welch ein eindrucksvoller Unterschied gegen den Ritter mit Drachen, wie anschaulich der rassistische Unterschied in beiden Bildern! Beide Künstler deutsche Maler, jeder nach dem in seiner Beruf wickenden Massengefühl sehend und darstellend. Genau so ist es mit dem ärztlichen Beruf: Jedem handelt selb, wie es in seinem Inneren bestimmt ist.

Sachen gibts!

AWR.



Julius Hüther '06

Julius Hüther

Aktstudie



Landschaft

v. Velden

## HISTORISCHE MINIATUREN

### Völkerrecht

Jemand pries einmal die Reize eines nichts weniger als schönen Fräuleins vor Nestoy und dieser fragte sofort:

„Warum machen Sie denn Ihre Ansprüche auf diese wunderbare Schönheit nicht geltend?“ —

„Mit welchen Rechten könnte ich das tun?“ erwiderte der Andere.

„Ganz einfach nach dem Völkerrecht“, sagte jetzt mit ernster Miene Nestoy, — und zwar als der erste Entdecker derselben!“

### Die Genugtuung

Bernard Shaw behauptete einmal in einer französischen Gesellschaft, eine vernünftige Veranlassung zum Duellieren sei gar nicht denkbar.

„Schön, mein Herr!“ rief da ein Offizier, „aber was würden Sie tun, wenn Ihnen jemand ins Gesicht sagte: „Sie lügen!“?“

„Was ich tun würde?“ entgegnete Shaw. „Ich würde ihn bitten, es zu beweisen. Beweist er es nicht, wäre er der Lügner, beweist er es aber, muß ich als Lügner die Beleidigung einfach einstecken.“

### Künstlereifersucht

Von Cherubini, dem großen italienischen Komponisten (1760 — 1842), dessen unter deutschem Einfluß entstandene Oper „Der Wasserträger“ noch heute gegeben wird, behauptet man, daß er einer der eifersüchtigsten Künstler war. Als er einmal der Uraufführung der neuesten Oper eines Kollegen bewohnte, deren ersten beiden Akte beim Publikum wachsenden Beifall fanden, versank er immer tiefer in düsteres Schweigen. Im dritten Akt flaute der Beifall jedoch schnell

ab, und schließlich wurde ein Duett vom Publikum eifrig zurückgewiesen. Nun begann der Maßstro — zum Erlaunen seiner Freunde — kasend zu applaudieren. Einer fragte ihn: „Gefällt dir denn dieses stümperhafte Nachwerk wirklich? Es ist doch das armseligste Duett in der ganzen Oper!“ — „Da Narr!“ antwortete Cherubini mit echter Naivität, „applaudierte ich nicht, so würde er es doch sicher aus seiner Oper herausstreichen!“

### Der Gelehrte

Die Frau des großen Botanikers setzte die Schüssel mit einem herrlichen Pilzgericht auf den Tisch und sagte zu ihrem Manne: „Komm, Aristoteles, wir wollen essen!“ Aber der Gelehrte erwiderte zärtlich: „Mein Luzinde, diese Pilze habe ich für dich ganz allein gesucht; du sollst sie deshalb auch ganz allein verzehren.“ Seiner Frau war dies nicht unangenehm, und sie ließ sich nicht lange bitten. — Am anderen Morgen fragte der Gelehrte seine Frau sehr interessiert: „Nun, wie sind dir die Pilze bekommen?“ — „Ausgezeichnet!“ — „Hastest du gar keine Beschwerden?“ — „Nicht die geringsten!“ — „Hurrah!“ rief der Gelehrte aus. „Dann gehören diese Pilze also wirklich einer eßbaren Pilzart an, und Kollege R. hat unrecht!“

### Erkenntnis eines Gelehrten

Als der große Naturforscher Charles Darwin (1809—1882) einmal den Besuch des Lord Wilton erhielt, war dieser überaus über das sehr einfach eingerichtete Arbeitszimmer des Gelehrten, das jedermann zum Bewundern einlud. Sieh darin umschauend, sagte er: „Ich sehe, daß Sie das Nützlichste dem Angenehmen vorziehen.“ — „Weil ich nichts Angenehmeres kenne als das Nützlichste“, erwiderte der Gelehrte.



Akropolis I

Richard Seewald

## Genies am laufenden Band

Von Wilhelm Lehtonen

Man erinnert sich vielleicht noch. Vor drei Jahren trat der russische Professor Matanoff mit der sensationellen Mitteilung vor die Öffentlichkeit, daß es ihm in jahrelanger Forschungsarbeit gelungen sei, das Geheimnis des menschlichen Genies zu ergründen. Der Fall liegt — wie gesagt — schon drei Jahre zurück, und ich will dem Gedächtnis meiner Leser etwas nachhelfen.

Professor Matanoff behauptete also, daß jene besonders sensationellen Eigenschaften, die unter Millionen Menschen ein einziges Exemplar als Genie herausheben, beliebig auf jeden, ausnahmslos auf jeden Menschen überpflanzt werden können. Das Genie liege an einer von ihm entdeckten Stelle des Hirnanhangs und bestehe in einer bestimmten Verdichtung der Substanz, die — durch eine kleine und völlig ungefährliche Operation — an jedem Lebewesen dieser Schöpfung vorgenommen werden könne. Das heißt also — aus der Sprache der Wissenschaft auf eine einfachere Formel gebracht —, daß jeder Mensch, auch der minderbegabte, so sogar der Keclin, ein Genie werden könne, wenn er sich bei Professor Matanoff dieser kleinen Operation unterzöge. Der noch deutlicher: Professor Matanoff sei insstande, Genies am laufenden Band zu erzeugen.

Man wird zugeben müssen, daß Matanoffs Entdeckung geeignet war, unsere alte Erde von Grund auf zu revolutionieren, sofern sich eben seine Behauptung von der Genies am laufenden Band als stichhaltig und wissenschaftlich fundiert herausstellte. Denn was, so sagten

sich alle, könnte ein Geschlecht der Menschen leisten, wenn es durchwegs, oder zum größten Teile, aus Genies bestünde, wie müßte diese Welt in kürzester Zeit aussehen, wenn sie nicht mehr unter den Hemmungen und Einflüssen der Durchschnittseremplate zu leiden hätte, wie glücklich könnte eine Menschheit werden, wenn jeder einzelne zu Höchstleistungen befähigt wäre.

Trotzdem nahm man die Entdeckung Matanoffs mit äußerster Skepsis auf. Begründlich: Die großen Laten in der Geschichte der Menschheit sind immer belächelt worden — bestenfalls —, wenn sie nicht gar mit Pech und Feuer verflocht wurden.

Die Tierweische des großen Forschers — die ja jeder medizinischen Entdeckung voraus-

## Schneemann weint

Von Fred Endrikat

*Die Sonne lacht. Der Schneemann weint.  
Sie hat es gut mit ihm gemeint.*

*Nun schmilzt er bis zum letzten Rest.*

*Es säuselt leise aus Südwest.*

*Das Eis am Giebel tropft und tauet.*

*Der Schnee am Weg ist sanft ergraut.*

*Bald kommt der Frühling über Nacht.*

*Der Schneemann weint. Die Sonne lacht.*

gehen müssen — fielen freilich glänzend aus. Auf einem Kongress der Neurologen, der 1934 in Lissabon stattfand, führte Professor Matanoff einige Vierfüßer vor, die sich nach der Matanoffschen Operation am Hirnanhang befanden, und erzielte damit allgemeine Verblüffung.

Liere als Genies? Warum nicht? Auch der tierische Intellekt kann zum genialen Stadium geföhert werden. Es kommt eben nur auf die kleine Verdichtung der Hirnsubstanz an.

So zum Beispiel führte Professor Matanoff in Lissabon ein Kaninchen vor, das bereits als Genie gelten konnte. Dieses Kaninchen lebte in glücklicher Ehe mit einem Männchen, vollkommen monogam, und hatte in sechs Monaten nur einen einzigen Jungen das Leben geschenkt. Das Merkwürdigste war aber das Fell dieses genialen Kaninchens; es glänzte wie Ghinshilla und hatte auch alle spezifischen Eigenschaften dieses hoch im Preise stehenden Edelstoffes. Nach dem Hinscheiden von ungefähr zwanzig genialen Kaninchens würde man also aus ihren Fellen nicht mehr das billige Seal canin, sondern einen wundervollen Ghinshillamantel verfertigen können.

Ganz selten war auch die Metarmophose, die nach der Operation mit einem kleinen Meerschweinchen vorgegangen war. Es wählte in Modedebats die geschmackvollsten Toiletten aus, schmückte sich hochmönchlich, wenn es unter Leute geführt wurde, spielte vollendet BrIDGE und hatte einen Flirt, den es seinem Meerkater auf die raffinierteste Weise verheimlichte.

Was nicht zu reden von dem operierten Affenzeros, das Schlagfertigkeit verlor, die man sofort in der ganzen Welt sang und ihrem Verfasser Unsummen eintugte.

Diese Lissaboner Vorbereitungen erregten gewiß das Staunen der gesamten Fachwelt. Wie sollte Professor Matanoff aber Menschen dazu gewinnen, sich den Hirnanhang verdichten zu lassen, um über Nacht Genies zu werden? Und wenn er nicht in der Lage gewesen wäre, den homo sapiens mit der Durchschnittsintelligenz vorzuführen, der durch die Operation über Nacht zum Genie erwachte, hätte seine sensationelle Entdeckung — am Tier überraschend ausprobiert — jeden praktischen Wert verloren.

Aber man weiß ja, wie schwer die Menschen für medizinischen Neuerungen zu haben sind. Man erinnert sich wohl noch, wie mühsam die Blatternimpfung durchzuführen war, welche Schwerverleuten der geniale Koch zu überwinden hatte, wie Ermmelweis verblüht und angefeindet wurde. Nicht besser ging es — trotz allem — unserem Professor Matanoff.

Nur zwei Menschen fanden sich, die bereit waren, sich der Operation zu unterziehen. Ein Mann namens Krausföhneider und ein Schriftsteller Pollejan. Sie ließen sich unter das Messer Matanoffs und waren bereit, Genies aus sich machen zu lassen.

Wer waren diese beiden? Nun, Krausföhneider, Michael Krausföhneider, war ein kleiner Hausarzt gewesen, der durch die Dörfer



weg, um den Bauern plumpe, wertlose Holzschmiedereien anzuhängen, die er nicht einmal selbst zu erzeugen vermochte — dazu fehlte ihm die Handfertigkeit —, sondern die er von gerissenen Händlern bezog. Ab und zu gelang es ihm ja, ein solches Stück um wünschiges Geld abzusetzen, aber es war alles in allem ein Leben, das faum lebenswert erschien. Tagüber wanderte er über Landstraßen, nachts schlief er in Scheunen und wuschendurch ließ er sich von erbotenen Bauern die Treppe hinabwerfen. Seine Vergabung reichte eben zu nichts mehr als zu diesem kümmerlichen Verdienst, und er hatte sich mit diesem Hundeleben längst abgefunden.

Der andere, Kurt E. Pollesjan, konnte sich allerdings einen weitaus höheren Standard leisten. Er war Schriftsteller und hatte unbedingt den Erfolg für sich. Denn er schrieb köstliche Lustspiele, die das Entzücken aller Theaterbesucher der Welt erregten, verfasste dumme Filme und schrieb die höchsten Honorare ein, schmickte verlegene Abenteuerromane zusammen, die in Massenauflagen erschienen und verfertigte auch Operettenbücher, die Vermögen trugen. Da er aber ehelich war und gern ein genialer Dichter werden wollte, verkaufte er sich Professor Makanoff an, in der Hoffnung, nach der kleinen Operation ein Genie werden zu können.

Der arme Hausierer Michael Krautschneider freilich hatte es nicht aus Ehrgeiz getan; er wollte nur einfach von Makanoff ein paar Wochen ausfüttert werden, das war sein einziges Motiv gewesen. Aber es kam anders, als er gedacht hatte. Krautschneider wurde nach der Operation ein Finanzgenie. Er entrierte plötzlich die größten Transaktionen, verlegte die Börsen der ganzen Welt in Erregung, Krautschneiders Aktien wurden die gefragtesten auf allen Finanzmärkten, er bewohnte die luxuriösesten Schlösser, besaß die schönsten Frauen und führte das Leben eines Grandseigneurs.

Kurt E. Pollesjan aber machte dem Professor Makanoff noch größere Freude. Nach der Operation hatte er plötzlich mit der ganzen, quergebählten Unterhaltungschriftstelleri Schluß gemacht. Er war wirklich ein Genie geworden. Keine Lustspielzelle, kein Filmentwurf, keine Romanfortsetzung, kein Operettenstück floßen mehr aus seiner Feder. Er schrieb nur mehr Weltumflurergeschichten, Großes, Geniales. Ein neuer, großer Dichter war der Welt erstanden, der lange vernünftige, heiß ersehnte. Und gestern, das muß ich freilich auch noch berichten, hat sich in Paris eine englische Tragödie abgepielt. Gerade als Professor Makanoff seine Villa in der Rue Pontiere verließ, trat ein ärmlich aussehender Mann auf ihn zu, legte einen Revolver gegen ihn an und knallte ihn nieder. Makanoff verschied auf der Stelle. Aber als man den Missetäter, der keinen Fluchtversuch unternommen hatte, verhaften wollte, stellte sich die Mannahme als überflüssig heraus. Der arme Teufel war auf dem Asphalt zusammengesunken und gestorben. Der reich herbeigeholte Arzt stellte bei beiden den bereits eingetretenen Tod fest. Professor Makanoff war an seiner



Akropolis II

Richard Seewald

Schutzpatronung gestorben, Kurt E. Pollesjan aber — dieser war der Attentäter — war einfach verunglückt. In seiner Tasche fand man einen Zettel folgenden Inhalts vor: „Ich räche mich an Makanoff, weil er ein Genie aus mir gemacht hat. Als Unterhaltungschriftsteller lebte ich wie ein Gott in Frankreich; als Genie konnte ich mir kein troden Stüchchen Brot verdienen.“

Als Michael Krautschneider vom Tode des Professors Makanoff erfuhr, sagte er zu seinen Zetelgenossen in der Stefaniasstalt: „Recht geschieht ihm! Als der Kleine Hausierer war ich ein ehrlicher Mann. Jetzt habe ich eine Gefängnisstrafe von fünf Jahren abzuhängen, weil er aus mir ein Finanzgenie gemacht hat!“

Leder ist mit dem Tode Makanoffs sein Geheimnis für immer dahingegangen. Leder? Oder Gott sei Dank? Ich überlasse die Entscheidung der beiden Öffentlichkeits.

## Liebeswerben

Junge Dame: „Ich wüßte nicht, warum ich sie heiraten soll, wenn ich sie nicht liebe!“

Junger Herr: „Oh, ich bin ja so wenig zu Hause!“

## Boshaft

Der Herr mit der schmutzigen Wäsche: „Mein Gedächtnis wird immer miserabler. Will ich etwas nicht vergessen, so muß ich mir eine Notiz auf meiner Manschette machen.“

Der Herr mit der reinen Wäsche: „Gewiß tun sie das mit weißer Krede?“

## Wie man's macht

„Warum haben sie sich vorher mit ihrer Frau gequält?“

„Sie sagte, ihre Freundin sei doch ein bildschönes Mädchen und ich pflichtete ihr bei.“

## Auf Stottern

„Wirklich, fabelhafte Stromlinie! Was hat denn der Wagen gekostet?“

„Was heißt gekostet? Der kostet noch!“

## Unterschied

„Wie konntest du nur deinen Eltern den Sommer bereiten und eine Tänzerin heiraten?“

„Was heißt Tänzerin —, das bildet sie sich nur ein!“

## Die indirekte Steuer

Der Professor erklärt den Unterschied zwischen direkter und indirekter Steuer und verlangt für letztere ein Beispiel. Meldet sich ein Hörer und meint: „Die Hundesteuer!“ — „Wieso?“ rumpelt der Professor die Seiten. — „Nun“, antwortet der Hörer, „die Hunde zahlen sie doch nicht selbst!“

## Kindermund

Lehrer zum zu spät kommenden Schüler: „Warum entschuldigst du dich denn nicht, wenn du zu spät kommst?“  
 „Wah mein Vater immer sagt, zum Lernen sei es nie zu spät!“

## Erkenntnis

„Oh, Georg, wovels' ein süßer Traum ist doch die Liebe!“

„Ja. Und die Heirat ist die Wackstuh.“

## Lehrer

Lehrer: „Welches Tier beansprucht die geringste Nahrung?“

Hänschen: „Die Motte.“

Lehrer: „Die Motte? Wieso denn?“

Hänschen: „Die frisst nur Lächer.“

## Teuer

„Hat es eigentlich viel gekostet, als wir heirateten?“

„Ich finde. Die Strafe betrug vierzig Mark.“



Pechvogel

Hoerschelmann

## DER WARTENDE

Von Ernst Handschuch

Der Stadtteil ist vornehmlich um die neunzigste Jahre des verflohenen Jahrhunderts erbaut worden. Es zeigen dies die an den Giebelwänden einzelner Häuser angebrachten Inschriften. Der Mann von dreißig, der vom Bahnhof her kommt, wundert sich, daß die Häuser überhaupt noch vorhanden sind. Er bewegt sich zwischen ihnen, als seien sie aus reinen Backstein seiner frühesten Jugend erstellt.

Es ist Sonntag; nachmittags um die vierte Stunde. Der Winterhimmel trägt eine unbefleckte Farbe. Glückselig liegt sein fahles Licht in den breiten Straßen, die selbst dann tot bleiben, wenn Menschen sie durchstreifen. — Sie sind von Geburt an schon gestorben.

Die Häuser, meist einer, aber hin und wieder auch mehreren Familien als Wohnung dienend, stehen in der Regel von den Straßen abgetrennt, durch Vorgärten und Gitter sorglich von ihnen getrennt. Abgesehen, von der Gemeinshaft zurückgezogen wie ein Kranker, warten sie die Zeit ab, die sie erlösen wird.

Auf dem zweiten Platze vor der Kirche will der also bedrückte Mann die Geliebte treffen. Es hat längst vier geschlagen, und der Wartende blickt abwechselnd auf das große Haus, in dem er das junge Mädchen weiß, und auf die Kirche, deren Türme jaß an den Platz stehen. Auch sie gehet nicht der Erde, aber weniger noch dem Himmel, obgleich er so rührend nahe ist. Kummervoll sind die Bäume ausgeföhrt vor ihr und beziehen von dort aus ihre verlorenen Posten einzig um die freie Fläche. Die Hüße, die den kurzen Weg zum Portal säumen, wachsen wie in Klüßeln. Selbst die Uhr und der Schlag der Glocke, der von Zeit zu Zeit von einem der Türme fällt, vernehmen dem Gotteshaus nicht das Leben.

Das Haus, in dem das Mädchen bodienstet ist, steht auf der rechten Ecke über der nächsten Querstraße. Fünf Stockwerke zählt es, von denen eins hinter dem anderen gegeneinander zurückbleibt. Das letzte ist schon unterm Dach angelangt, und die drei Lehlagasse, die in dem schmalen Vorprung blinken, haken in engen Gängen. Das äußerste rechts geht zu dem Schlafraum des Mädchens; in stolzen Edgeschoß mit den hohen, gewölbten Fenstern verbringt es den Tag.

Die Zeit, zu der er sein Entreffen angekündigt hat, ist um. Das Mädchen ist ausgeblieben. Was es wohl abhalten mag? — Denn es beachtet doch nur durch eines der Fenster zu blicken, um ihn warten zu sehen. — Sollte ich später als vier Uhr ankommen, so schau von Stunde zu Stunde, wie sich eben die Züge folgen, auf die Straße, hatte er ihm geschwieben.

Niemand zeigt sich an den Fenstern der umliegenden Häuser. Kein Blick, der ihn gilt, und entspringe er nur einer Langweile, tödelt ihn. Wenige Menschen geben an ihm vorüber, und auf dem Platze selbst

tumeln sich einzig und allein zwei gleichgedrehte Jungen, also Brüder. Ihr Spiel aber kennt er von seiner Kindheit her auswendig.

Eins von der Gasse, unter der das Mädchen schläft, sitzt dicht die nächste. Gernach kann das Bett nur rechts vom Fenster stehen; denn lediglich dort ist der Raum breit genug. Ob es sein Bild noch auf dem Nachttisch liegen hat, wie es ihm einmal beichtet? — Der Wartende sinnt darüber nach, welches Stockwerk des Hauses dem Mädchen wohl am meisten gibt, das unterm Dach oder das im Edgeschoß. Er kennt es nun beinahe ein volles Jahr schon, aber diese Frage vermag er in seinem Sinn doch nicht unterscheiden. So wenig besitzt ein Mensch den anderen. Übrig, für ihn stehen die großen Räume des Edgeschoßes an Jämigkeit der engen Dachkammer weit nach. Aber ist es eben als Mädchen nicht der Erscheinung untern und vielleicht noch deart, daß es ihn verachtet, wenn er ihm sagte, wie er empfindet?

Der Wartende beschließt, die den Platz seitlich auffangende Straße hinauszupflügen, bis an das langgestreckte weiße Haus an ihrem Ende. Hinter einem mürben Zaun wachsen Holundersträucher. Viele Zweige sind abgebrochen oder angeknickt. Die vorüberkommenden Knaben und Mädchen haben es aus einer ungewissen Sehnsucht heraus getan. Es sind Wunden, die eine irgeleitete Liebe schlug. Auch er schneidet einen Zweig ab und bricht ihn in kleine Stücke. Das Holz ist wie Glas so spröde.

Erlische Male ist der Wartende die Straße auf und ab gegangen. Eine Nonne trat aus dem weißen Haus, das die Straße abschließt, und ein Kratzen fuhr vor. In all den anderen Häusern stand das Leben still.

Die Lärmuhr schlägt fünf, und eine Glocke läutet verlorren. Der Menschen sind es mehr geworden. Sie gehören der Kirche, in die sie eintreten. — Eine Stunde ist gekommen, zu der er eintreffen könnte, aber in dem mächtigen Haus an der Ecke rühst sich nichts. Er schreitet auf es zu und sieht, daß die Fensterläden des letzten Zimmers niedergelassen sind. Ob jemand von der Herrschaft krank liegt?

Eine Viertelstunde verläßt und mit ihr die Hoffnung. Der Wartende begibt sich an den Zaun zurück, dahinter der Holunder wächst. Breit lebt er sich an ihn, zieht ein Büchlein aus der Manteltasche und beginnt zu lesen. Nach einer Weile friert es ihn an den Hals, so daß er das schühende Netz fester binden und den Mantelkragen schließen muß. Er denkt, es komme von Buche her, das voller trostloser Trauer ist. Doch nun friert es ihn auch an die Hand. Aber er läßt unentwegt weiter. Als er einmal aufblickt, bemerkt er einen bloßköpfigen und mantellosen Herrn, der von seinem Rade abgestiegen ist und ihn verwundert betrachtet.

Er steht noch und beobachtet, als der Wartende schon nahe ans Ende des Bändchens gekommen ist. — „Du mußt ihn erlösen, den vom Ungewohnten Gebannten“, denkt er und strekt das Buch zu sich. — „Entschuldigen Sie, mein Herr, doch ich warte nur auf jemanden“, ruft er seinen Zuhörer zu. Der also Angeredete wick rot, steigt schnell auf sein Rad und fährt davon. Den Wartenden durchzuckt es plötzlich. „Carterlot!“ sagt er sich, „sollte es schließlich der junge Herr Doktor gewesen sein, der mich vielleicht vorhin vor der Wohnung stehen sah?“

Den Himmel hat es grau zusammengezogen, und bald hängt es an zu regnen. Unangenehm zart und vorföhig sollen die Tropfen ein. Da die Uhr erst dreierlei auf sechs zeigt, will der Wartende langsam das Häuserviertel umstreifen und auf dem Rückweg zum Platz am Hause vorbeigehen. Obgleich er Schritt für Schritt sieht, hat er kaum zehn Minuten benötigt. Das Haus ist still geblieben. Die Fensterläden vor dem letzten Fenster sind noch immer geschlossen. — „Wenn jemand krank ist von dem jungen Ehepaar, so kann es nur die Frau sein. Denn sonst hätte sich das Mädchen doch längst einmal für einen Augenblick frei gemacht und mich Bescheid gesagt, überlegt der Wartende.

Es schlägt sechs, und wieder ist es an der Zeit. In der Kirche werden die ersten Lichter angezündet. Schwarzandert sangen die Straßenlaterne an zu leuchten. — Oh, nun muß sich der Abend ja rasch einstellen. Der Abend, der ihn nahe ans Haus treten läßt. — Niemand kommt.

Langsam schreitet er jetzt auf das Haus zu, vor dem er stehen bleibt. Im Mittelgange gibt es Licht. Eine Öffnung läßt die Läden herunter. Nun auch in Eckzimmer. Und nur das Mädchen kann es sein! Auch hinter den bereits herabgelassenen Läden flammte es rot auf. Offenbar

(Fortsetzung S. 174)

# Frühlingsahnen

Anton Leidl



„Bitte Fräulein, reichen Sie mir mal ‚Frühling‘ — Buchstabe F“

## Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zwei-  
farbigen Titelblätter der  
„Jugend“ von Professor Karl  
Bauer sind soeben als Einzel-  
blätter auf Kunstdruckpapier  
erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg., mit Porto 95 Pfg.,  
in Passepartout RM. 1.50, mit Porto RM. 1.90



Reichsminister Dr. Goebbels

K. Bauer



Reichskanzler Adolf Hitler

K. Bauer



Ministerpräsident Göring

K. Bauer



Reichspräsident v. Hindenburg

K. Bauer



Reichsstatthalter General Ritter v. Epp

K. Bauer



Albert Leo Schlageter

K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor  
die Bildnisse von

Reichsarbeitsminister Seldte  
Baldur von Schirach  
und Horst Wessel

Erschienen bei

**G. Hirth Verlag AG.**

München, Herrnstraße 10



Reichsminister Darré

K. Bauer

Gorden ersichten:

**Michel Vomland**  
**Der Hupfinger Wastl**  
geht zum  
**Bauerntheater**

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und frisch geschrieben, die jeder, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Bevölkerung in Verbindung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehme unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines Unglücksgefallenen Dorfes, das nach Einbruch in den Weltkrieg eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und lustigen Dingen aus dem Fremdenverkehr. Die Bauernstapen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Michel Vomland  
**Der Hupfinger-Wastl**  
geht zum  
**Bauerntheater**



Ein Geschenkbuch von besonderer Art!  
zu beziehen durch den Buchhandel und den  
**G. Hirth Verlag, München, Herrstr. 10**

**Schlimme Aussichten**

Hänschen: „Ogä' Papi, wenn ich heirate, frög ich dann auch so eine Frau wie Mutti?“

Vater: „Wahrscheinlich.“

Hänschen: „Und wenn ich nicht heirate, werd' ich dann ein alter Junggeselle wie Onkel Fröh?“

Vater: „Bermutlich.“

Hänschen: „Oh, Papi, es ist doch schlimmer für uns Männer, nicht?“

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene  
**Geschenk-Ausgabe**  
von

**Die lustige Arche**

Ein fröhliches Buch  
von **Fred Endrikat**  
mit Buchschmuck von **Bold**  
zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat der einzigartige Breitedichter, der gelungene und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrankten Tiespedische in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

**G. Hirth Verlag AG., München**  
Herrstraße 10



„Ob sich die Russen auch dankbar erweisen werden, Pierre...?“  
„Gewiß... wir bekommen sicher alle mal ein Freiblatt nach Sibirien...!“

**Rache**

Alle Cänterin: „Wenn ich nur wüßte, ob Onkel Anton an mich gedacht hat, als er sein Testament verfaßt hat. Ich habe ihn oft etwas vorgefangen.“

Rechtsanwalt: „Bermutlich tat er es. Soweit ich mich erinnern, ist ihr Name nirgends in dem Testament erwähnt.“

**Ganz recht!**

Frau: „Kennen Sie mich nicht mehr, gnädiges Fräulein? Wir waren doch voriges Jahr mit einander verlobt!“

Dame: „Ganz recht! trugen Sie nicht einen gestreiften braunen Anzug?“

**LEST**  
**DIE „JUGEND“**



**Beste Gelegenheit**

„Was, du schwänzt die Schule, Fröh? Hast du denn gar keine Angst vor deinem Vater?“

„Das wär' gelacht! Der hat doch den Arm gebrochen.“

**Allerings**

„Was sagen Sie? Müller hat wieder, kaum ein Jahr nach dem Tode seiner Frau, geheiratet!“

„Nur gut, daß sie es nicht erlebt hat!“

**Kindliche Frage**

„Papa, was ist eine Pantomime?“

„Ein Stück, in welchem keiner redet.“

„Kann denn ein Stück, in dem gar keine Frau vorkommt, interessant sein?“

**Wunsch**

„Ich lese meiner Frau jeden Wunsch von den Augen ab!“

„Dommerwetter!“

„Ja, und dann sage ich, daß es mir fürchterlich tut, ihn nicht erfüllen zu können!“

**Ehe**

„Die Ehe des Professors Winkel soll ziemlich unglücklich sein!“

„Kein Wunder; er ist Mathematiker und sie eine unberechenbare Frau!“

**Abends als Letztes**  
**Chlorodont**  
**-dann erst ins Bett!**

# „Der Sportfischer“



soll von **jedem waldgerechten Sportfischer** gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG  
DR. HANNS SCHINDLER,  
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung  
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44  
Tel. 596160**

(Schluß von Seite 170)

deckt es die Betten ab, um alsdann das Haus zu verlassen. — Kein Mensch ist krank.

Der Wartende steht auf der dem Haus gegenüberliegenden Straßenseite. Es ist völlig dunkel geworden. Der Regen stürzt heftiger hernieder. — Hin und wieder schaut er, ob die Dachgaube hell ist. Vielleicht hat die Geliebte droben noch etwas zu erledigen? — Es ist nicht das erste Mal, daß er wartet. Er hat es gelebt und kann es auch. Doch als das Licht immer noch brennt und niemand das Haus verläßt, überfällt es ihn bitter.

Auch in der Straße, in der er wartet, steht eine Kirche. Sie ist ebenso tot wie ihre Schwöster an dem freien Platz. Menschenverwandlungen in ihr. Der Wartende tritt näher, um den Türanschlag zu lesen. Junge Mäuler spielen auf der Dangel. Schon will er alles vergessen und nur noch der Musik gehören, da erinnert er sich zeitig genug, daß er Sportfischer trägt. Also geht er zum Haus zurück. Als er ankam, entlockt das Licht. Nun hat er wieder Mühe zu warten.

Um sieben Uhr tritt er plötzlich in das Haus. Rechter Hand befindet sich die Tür. Er klingelt. Jetzt wird sein Mädchen ihn aufmachen, und er wird glücklich, doch nicht ohne Vorwurf, lächeln. — Ein zierlicher, schmächtiger Herr in Hofe und Hemd öffnet ihm. Unerwartet nennt der Wartende seinen Namen und fragt, ob er das Mädchen sprechen darf. „Für ein paar Minuten“ sagt er hinaus und ärgert sich zugleich über den Zusatz; denn der junge Mann in der Tür hat nicht an sich, was haften bleiben könnte.

„Fräulein Hamala ist ausgegangen“, erklärt er unverbindlich. — Der Wartende gibt einen Gruß auf und dankt; mehr sagt er nicht. „Ausgegangen?“ fragt er sich. — „Ja, dann aber hätte das liebe Mädchen mit doch schreiben müssen... Das also war der Herr Doktor, von dem es hin und wieder spricht. Aber den kann ich ja decimal in meine Briefe stellen. Doch das unverbindliche Lächeln, (wer hält es fest?), mache ich ihn nicht nach. — Diesen Mann nun bedient das Mädchen, dem meine Liebe gehört. Das Mädchen, das jetzt die große Stadt, die weite Stadt vermischt hat...“

Es regnet immer noch stark. Mütze und Mantel sind sehr naß. — Einmal hätte die Geliebte am Bahnhof auf ihn gewartet. Mit buckigen Schritten geht er hin. So rasch ist er davon gelaufen, daß er noch nicht einmal mehr nach der Dachgaube geschaut hat, darunter sie doch auch heute schlafen wird. — Das Mädchen ist nicht am Bahnhof.

Schließlich nimmt ihn ein Kimo auf. Aber der Film entrückt ihn nicht. Und ganz am Ende rollt der Zug aus der Stadt, der großen; und er greift nach dem so toten Teil hinüber. Er verzeiht der Geliebten und bittet sie um Entschuldigung, obgleich er ihr gar nicht recht zürnte. Sein Gruß ist derart inbrünstig, daß der Schaffner, der ihn sah, es kaum wagte, ihm die Karte abzufordern.

## Schulaufsatz eines zehnjährigen Knaben über Johann Wolfgang Goethe

1899 feierte Goethe sein 130. Jubiläum, indem er nicht mehr lebte. Er wurde geboren von 1749 bis 1832. Am 28. August erblickte Frankfurt a. M. das Licht der Welt.

Sein Vater war königlicher Rat und die Mutter des Stadtschultheißen Leichter, eine lustige Person. Das Verhältnis der Mutter war sehr liebevoll.

1765 bezog er die Universität Leipzig, um den Jura zu studieren; wozu er aber nicht kam, indem er sich anderweitig beschäftigte. Er veröffentlichte mehrere Theaterstücke und Ovidische und wurde hierauf sehr bekannt. Von 1768–70 kehrte er wieder in den Schoofs des Vaterhauses zurück; auf die Universität nach Straßburg zu gehen. Hier studierte er die Rechte, indem er Feindesidee von Seifenstein kennen lernte.

Auf dem Reichskammergericht in Wehlar lernte er Charlotte kennen, was die „Liedern des jungen Werthers“ verurteilte und großen Absatz fand.

Er mußte nach dem Hofe zu Weimar, weil es der Herzog wünschte. Hierauf hob ihn der Herzog in den Adelsstand. Er hielt jetzt von Goethe. Aber er dachte immer an Italien, wo es viel Zitronen und Maulbeere gibt. Er ging auch hin und kehrte darauf wieder. Vor der Liebe liebte Goethe Frau von Stein, nach der Liebe seine eigene. Da Schiller auch sehr gut dichten konnte, gründete Goethe mit ihm einen Freundschaftsbund im Jahre 1795, indem Schiller ihn wieder zum Dichten aufregte. Schiller machte diesem schönen Verhältnis 1805 ein Ende, indem er starb, Goethe hingegen erst 1832.

Er schrieb sämtliche Werke. Seine größten Werke sind:

Ipsh. auf dem westfäl. Diwan  
Wilhelm Meisters Lehrjahre und  
Götze von Berlichingen mit der rittern Faust I. und II. Teil.

Wir werden Goethe stets ein ehrendes Andenken bewahren.

## Ein überlegener Bauer

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kam ein junger Mann, der gerade seine Studienzeit hinter sich hatte, auf der Wanderlust in seine Heimat durch ein Dorf und forderte hier, weil er gerade Hunger verspürte, von einem Bauern gebietlich ein Mittagsgessen. Dieser aber wies ihn kalt ab. „Herr!“ rief der junge Mann auf, „wissen Sie, wer ich bin? Ich habe auf zwei Universitäten studiert!“ — „Was will das heißen?“ erwiderte der Bauer. „Ich hatte ein Kalb, das an zwei Kühen säugte, und je mehr es säugte, ein desto größeres Kalb wurde es.“

## Was übrig blieb

Als der französische Traurediger Crebillon, „le terrible“ genannt, gefragt wurde, weshalb er als Stoff für seine Tragödien immer nur das Schredliche und Grausige wähle, antwortete er: „Cornelle hat mit den Himmel weggenommen, Racine die Erde. Mir blieb nichts übrig als die Hölle.“

## In den Krallen des Geizes

Der berühmte englische Feldherr und Staatsmann Herzog von Marlborough konnte keine größere Befriedigung als Geld zusammenzuscharen. Sein Geiz ließ ihn selbst vor den niedrigsten Mitteln nicht zurückweichen. Jemand, der die Schwäche des Herzogs kannte, bot ihm eines Tages um ein hohes, sehr eintätiges Amt. Um seines Erfolges sicher sein zu können, wagte er, seiner Bitte hinzuzufügen: „Gnädigster Herr, wenn ich das Amt erhalte, so können Sie nach We fallen über tausend Guineen verfügen, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich niemanden das mindeste davon fagen werde.“ Der Herzog antwortete: „Weißt du was? Gib mir zweitausend Guineen, die Stelle ist es wert. Und dann sag's, wenn es die Spaß macht, wenn du willst.“

## Der alte Daun

Als Maria Theresia den Beschluß kundgab, daß keiner ihre Offiziere in der Krone mehr bestreiten werden solle, der nicht in puncto puncti ein untadeliges Verhalten an den Tag lege, rief der alte Feldmarschall Daun verärgert aus: „Gott sei gelobt, daß ich nicht mehr Leutnant bin, Majestäät!“

# DIE FOTO-SEITE

## Diesmal: Das Porträt

Heute wollen wir den Menschen einmal fotografisch von einer anderen Seite aus besprechen, indem wir uns dem Porträt zuwenden. Immer wieder begegnen wir der Meinung, daß dieses Thema außerordentliche Schwierigkeiten bringe. In Wirklichkeit aber wird mit falschen Voraussetzungen an die Arbeit gegangen; allzu oft ist die Ansicht anzutreffen, daß nur ganz bestimmte Typen von Menschen für ein gutes Porträt geeignet wären. Man denkt vor allem an den „alten Mann mit Vollbart“, der unter der Bezeichnung „Charakterkopf“ ein beträchtlich abgegrastenes Dasein führt, oder dann an das junge Mädchen mit dem „schüchternen Lächeln“, das stark vom Film beeinflusst ist. In Wahrheit läßt sich aber von jedem Menschen ein gutes Porträt herstellen, wenn wir das reproduktive Moment zurückstellen, dafür aber zur Wiedergabe des Lebens, des einem natürlichen Augenblick entstammenden Ausdruckes gehen.

Darüber hinaus dürfen wir uns von gewissen psychologischen Momenten nicht beeinflussen lassen. Es ist zu berücksichtigen, daß jeder Mensch von sich selbst eine Vorstellung hat, die nicht der Wirklichkeit entspricht. Es gibt in dieser Hinsicht kaum eine objektive Selbstbetrachtung. Damit erklärt sich die Unzufriedenheit des Darzustellenden über die Aufnahme, die in den weitaus meisten Fällen desto weniger seinem Idealbild entspricht, je mehr das beabsichtigt wurde. Hierdurch dürfen wir als Kameramann

uns nicht enttäuschen lassen; maßgebend bleibt immer das Urteil eines bei der Aufnahme ganz Unbeteiligten.

Wie wir schon andeuteten, ist die Darstellung des Lebens das Wesentliche. Wir wollen nicht die Wiedergabe eines „Fotografiergesichtes“, sondern des Menschen. Die Lichtführung ist dabei Mittel, um das Wesen des Gesichtsausdruckes zu bestärken, indem sich allein schon damit Frische oder Müdigkeit, Jugend oder Alter und viele weitere elementare Inhalte formulieren lassen, wenn wir an solche Möglichkeiten wie Seiten-, Gegen-, Ober- und Unterlicht denken, die teils im Freilichtporträt mit Sonne, sämtlich im Heim mit Kunstlicht möglich werden.

Zur Herstellung eines lebendigen Porträts ist es zunächst grundlegend, daß wir als Kameramann mit dem Darzustellenden in Kontakt kommen. Wir dürfen ihm nicht Zeit lassen, daß er sich intensiv mit der Aufnahme beschäftigt, sondern wir unterhalten uns mit ihm über Dinge, denen er ein besonderes Interesse entgegenbringt, lenken ihn also auf ein für ihn sympathisches Gebiet, um während der sich daraus ergebenden Unterhaltung neugierig zu fotografieren, ohne großes Wesen davon zu machen. Dann erfolgt eine Aufnahme ganz ungewohnt, mitten aus dem Leben heraus. Selbstverständlich gehört zu einer solchen Darstellungsform Erfahrung. Glückt sie nicht beim ersten Male, dann dürfen wir es nicht aufgeben. Sicher würde dann noch etwas falsch gemacht.

## Kunst oder nicht Kunst?

Über diese Frage, bezogen auf die Fotografie, ist in letzter Zeit viel geschrieben und diskutiert worden, ohne daß einmal versucht wurde, das Problem von der Aufgabe der Fotografie her aufzurollen. Den Meinungen haftet allzu oft noch der alte Zopf an, indem die Fotografie früher mit der Malerei, also mit einer gänzlich artfremden Gestaltungsform, in engste Beziehung gebracht wurde. Ebenso falsch ist es auch, wenn die Fotografie z. T. heute restlos unter dem Motto Kunst marschiert und immer wieder eine Verwechslung der Begriffe „Fertigkeit“ und „Gestaltung“ festzustellen ist. Wir dürfen auf keinen Fall einseitig werden, sondern wir müssen die Möglichkeiten sehen. Selbstverständlich ist das technisch schlechte Bild von vornherein auszuschließen. Denn hier geht es um elementare Handgriffe, die von unserer Fragestellung aus nicht als primär zu nehmen sind, wenn sie natürlich auch als Grundlage der Fotografie unbedingt erforderlich werden. Doch für unsere Betrachtung müssen wir sie als gegeben auffassen.

Haben wir somit eine gewisse Eingrenzung, dann fällt es leicht, die Frage zu beantworten. Dabei kommt der jeweiligen Aufgabe der fotografischen Aufnahme Bedeutung zu. Verwenden wir die Kamera allein zum Reproduzieren, d. h. zum objektiven Darstellen der Wirklichkeit, so tritt das gestalterische Moment ganz in den Hintergrund, und wir werden den Begriff „Kunst“ ausschließen müssen. Auch volles technisches Gelingen der Aufnahme erhebt keinen Anspruch, als Gestaltung gelten zu dürfen. Wahres fotografisches Gestalten nimmt Bezug auf die Mittel der Darstellung, die hier nicht vorerst durch die technische Ausrüstung, sondern durch etwas ganz anderes, nämlich durch das Licht gegeben sind. In der gestalterischen Fotografie ist das Licht alles; es läßt durch Hell-Dunkel die Formen und Stimmungen der Umwelt entstehen. Dieses gestalterische Mittel Licht ist spezifisch. Es gibt der Fotografie ihre besondere Note und macht es unmöglich, die Fotografie mit anderen Darstellungsformen zu vergleichen. Unkenntnis dieser Verhältnisse führt gern dazu. Doch es geht dann um Effekte, um Kitsch. — Wir sehen also, daß wir zwei gegensätzliche Momente berücksichtigen müssen, wenn wir in der Fotografie technisch oder gestalterisch urteilen wollen.



# Die Scheuklappe

Erich Wilke



„Nicht hinschauen, lieber Freund — ein paar harmlose Sänger.“